

1. Kapitel.

Der erst vor einem Jahre zum Bürgermeister der kleinen Provinz- und Garnisonstadt ernannte Hauptmann der Landwehr Schrader sollte demnächst zu einer achtwöchigen Dienstübung einberufen werden.

Der jetzige Bürgermeister war früher attibter Offizier gewesen, er hatte mit Auszeichnung den Feldzug 70 mitgemacht und sich das Eisene Kreuz verdient, hatte dann aber nach dem Friedensschluß an dem Garnisondienst keinen Gefallen mehr gefunden.

So hieß man ihn auch jetzt herzlich willkommen, und gleich darauf nahm er an der Tafel Platz. Zu seiner Rechten saß der Bataillonskommandeur, Major Gebhard, zu seiner Linken der älteste Hauptmann, Herr von Mehring.

Natürlich drehte sich das Gespräch in erster Linie um die bevorstehende Einberufung. „Wissen Sie wohl,“ fragte Major von Gebhard, ein äußerst lebenswürdiger Herr in der Mitte der Hünfäße, „daß mir Ihre Einberufung gar nicht so übertrieben willkommen ist?“

„Davon bin ich überzeugt,“ sagte der lustige, „die Sache wird schon werden, lassen Sie sich deshalb nur keine grauen Haare wachsen, ich dachte nur daran, daß ich die Absicht hatte, in der allernächsten Zeit mit meiner Frau sechs Wochen auf Urlaub zu gehen.“

Der Bürgermeister bekam einen Schreden. „Um Gottes Willen, Herr Major, Sie werden mich doch nicht mit dem Bataillon allein lassen? Das wäre ja entsetzlich.“

„Na, allenfalls hätten Sie ja auch den Adjutanten, nicht wahr, Böhme?“

Der sah als Geburtstagskind heute dem Kommandeur bei Tisch gegenüber und befand sich in sehr gehobener Stimmung.

„Aber, Herr Bürgermeister, wenn der Herr Major auf Urlaub geht, bin ich auch noch da, und das Bataillon wollen wir beide schon zusammen führen. Kleinigkeit, wenn's weiter nichts ist.“

Major Gebhard lachte lustig auf: „Sie sehen's ja, ich bin ganz überflüssig, aber ich muß trotzdem bleiben, denn die höheren Vorgesetzten werden einen Bericht von mir verlangen, wie Sie Ihre Sache machen, der Herr Oberst und der Herr General werden eines Tages hier erscheinen, um Sie zu besichtigen.“

„Um Gottes Willen, jaagen Sie mir keinen Schreden ein,“ unterbrach ihn der Bürgermeister.

„Menschlichen Sie sich nur nicht, ich habe ja die ehrenvolle Aufgabe, Sie anzulernen.“

„Hoffentlich mache ich Ihrer Erziehung dann noch später Ehre,“ meinte der Bürgermeister, dann wandte er sich an den Adjutanten und bat diesen, ihm bei dem Kauf eines Pferdes beizustehen.

henden selbständigen Infanterie-Bataillon abzugeben, so konnte er wenigstens seine Bürgermeistergeschäfte weiter führen. Na, vorläufig war es ja noch nicht so weit, er hatte noch acht Tage Zeit, ehe seine Uebung begann, und diese Frist gebrauchte er auch, um sich seine Uniform zu besorgen, um die Reglements durchzustudieren, sich einen Gaul anzuschaffen und sich wieder im Reiten zu üben.

Es war Sonnabend und wie stets an diesem Tag wurde im Kasino ein kleines Liebeshmahl abgehalten, an dem sämtliche Herren des Bataillons theilnahmen. Heute ging es dort besonders hoch zu, denn der Bataillonsadjutant, Leutnant Böhme, feierte seinen Geburtstag und aus diesem Anlaß hatte man eine Riesenbowlie angelegt, die Musik spielte und es herrschte bereits eine ausgelassene Stimmung, als der Bürgermeister die Kasinoräume betrat, in denen er ein häufiger und gern gesehener Gast war.

So hieß man ihn auch jetzt herzlich willkommen, und gleich darauf nahm er an der Tafel Platz. Zu seiner Rechten saß der Bataillonskommandeur, Major Gebhard, zu seiner Linken der älteste Hauptmann, Herr von Mehring.

Natürlich drehte sich das Gespräch in erster Linie um die bevorstehende Einberufung.

„Wissen Sie wohl,“ fragte Major von Gebhard, ein äußerst lebenswürdiger Herr in der Mitte der Hünfäße, „daß mir Ihre Einberufung gar nicht so übertrieben willkommen ist?“

„Davon bin ich überzeugt,“ sagte der lustige, „die Sache wird schon werden, lassen Sie sich deshalb nur keine grauen Haare wachsen, ich dachte nur daran, daß ich die Absicht hatte, in der allernächsten Zeit mit meiner Frau sechs Wochen auf Urlaub zu gehen.“

Der Bürgermeister bekam einen Schreden. „Um Gottes Willen, Herr Major, Sie werden mich doch nicht mit dem Bataillon allein lassen? Das wäre ja entsetzlich.“

„Na, allenfalls hätten Sie ja auch den Adjutanten, nicht wahr, Böhme?“

Der sah als Geburtstagskind heute dem Kommandeur bei Tisch gegenüber und befand sich in sehr gehobener Stimmung.

„Aber, Herr Bürgermeister, wenn der Herr Major auf Urlaub geht, bin ich auch noch da, und das Bataillon wollen wir beide schon zusammen führen. Kleinigkeit, wenn's weiter nichts ist.“

Major Gebhard lachte lustig auf: „Sie sehen's ja, ich bin ganz überflüssig, aber ich muß trotzdem bleiben, denn die höheren Vorgesetzten werden einen Bericht von mir verlangen, wie Sie Ihre Sache machen, der Herr Oberst und der Herr General werden eines Tages hier erscheinen, um Sie zu besichtigen.“

„Um Gottes Willen, jaagen Sie mir keinen Schreden ein,“ unterbrach ihn der Bürgermeister.

„Menschlichen Sie sich nur nicht, ich habe ja die ehrenvolle Aufgabe, Sie anzulernen.“

„Hoffentlich mache ich Ihrer Erziehung dann noch später Ehre,“ meinte der Bürgermeister, dann wandte er sich an den Adjutanten und bat diesen, ihm bei dem Kauf eines Pferdes beizustehen.

„Davon bin ich überzeugt,“ sagte der lustige, „die Sache wird schon werden, lassen Sie sich deshalb nur keine grauen Haare wachsen, ich dachte nur daran, daß ich die Absicht hatte, in der allernächsten Zeit mit meiner Frau sechs Wochen auf Urlaub zu gehen.“

Der Bürgermeister bekam einen Schreden. „Um Gottes Willen, Herr Major, Sie werden mich doch nicht mit dem Bataillon allein lassen? Das wäre ja entsetzlich.“

„Na, allenfalls hätten Sie ja auch den Adjutanten, nicht wahr, Böhme?“

Der sah als Geburtstagskind heute dem Kommandeur bei Tisch gegenüber und befand sich in sehr gehobener Stimmung.

„Oho!“ Böhme richtete sich stolz auf. „Oho, Herr Major,“ meinte er nochmals, „nehmen Sie das Wort zurüch, das Ihnen ja gar nicht vom Herzen kam.“

„Na ja, es ist schon gut,“ lachte der Major. „Sie wissen ja, wie ich über Sie denke, Sie sind eine Perle.“

„Haben der Herr Hauptmann das eben gehört?“ wandte sich Böhme an Hauptmann von Mehring, der Herr Major hat mich eben für eine Perle erklärt, sind der Herr Hauptmann derselben Ansicht?“

Hauptmann Mehring konnte Leutnant Böhme, wie er es selbst nannte, „nicht riechen“, ohne daß dazu eigentlich eine besondere Veranlassung vorlag.

Aber Hauptmann von Mehring war nicht gerade hervorragend begabt, er war sehr misstrauisch, so glaubte er in jedem Bataillonsbefehl, der sich mit seiner Kompanie beschäftigte, eine Kantiene des Adjutanten sehen zu müssen, und dieser wiederum ärgerte sich zuweilen über den Hauptmann, der ihn bei den anderen Kompagniechefs fortwährend schlecht zu machen versuchte und der da behändig behauptete, er benutze seine Stellung und das Vertrauen, das der Major ihm entgegenbrachte, nur, um die Hauptleute zu schämeieren.

Zwar fand Hauptmann Mehring mit seinen Reden bei den anderen Herren keinen Anklang und keine Zustimmung, aber sie trugen doch dazu bei, zwischen den beiden Theilnehmern fortwährend eine gewisse Feindschaft aufrechtzuerhalten, wiewohl Böhme, klug wie er war, die Sache eigentlich humoristisch auffaßte.

Hauptmann Mehring aber nahm es sehr ernst, und am meisten ärgerte er sich, wenn Böhme ihn, wie in diesem Augenblick, etwas neckte, denn er wußte, daß er bei einem harmlosen Wortgefecht stets den kürzeren zog. So bekam er denn einen rothen Kopf und brumnte etwas vor sich hin, dann aber wandte er sich ostentativ an seinen Kameraden zur Linken und ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein.

„Nüßt dir alles nichts,“ dachte Leutnant Böhme, „eines Tages wirst du doch mit mir Frieden machen, dafür werden Neßly und ich schon sorgen.“ Er mußte an sich halten, um nicht plötzlich laut aufzulachen. Was der Hauptmann wohl sagen würde, wenn der eine Ahnung davon hätte, daß er sich seit mehr als vierzehn Tagen so unsterblich wie nur möglich in seine schöne Tochter verliebt hatte? Allerdings, er war arm, und Neßlys Eltern besaßen auch nur geringe Mittel, aber das sollte ihm seine Freude und sein Glück nicht trüben, wenigstens heute nicht.

Es würde ihm schon gelingen, Neßlys Gegenliebe zu erwerben, und dann würde er auch alle anderen Schwierigkeiten, die seinem Glück entgegenstanden, überwinden. Dann würde auch sein Kamerad Konrigh ihn nicht mehr hören, der in der letzten Zeit ebenfalls seine Gunst und seine Huld Neßly zugewandt hatte.

Der machte seinem Naturell gemäß alle vierzehn Tage einer anderen Dame den Hof, und seit einigen Wochen zeichnete er Neßly derartig und vor allen Dingen mit einer solchen Ausdauer aus, daß Böhme zuweilen fürchtete, das Herz des Kameraden habe diesmal endlich Feuer gefangen. Und dessen Verlobung konnte unter Umständen um so mehr ins Gewicht fallen, als er sehr wohlhabend war. Dafür hatte er aber nach Ansicht einiger Kameraden einen kleinen Vogel, der sich darin äußerte, daß er ausgemachter Sportler war, ohne von Sport auch nur das geringste zu verstehen.

Es war schon ziemlich spät, als man endlich die Tafel aufhob, aber an des Nachhausegehens dachte niemand, die Junggesellen nicht und die Verheirateten erst recht nicht, die waren froh, vor der theuren Gattin einen Vorwand zu haben, endlich einmal wieder eine lange Nacht machen zu können. So ändert man jetzt eigentlich nur das Getränk und ging von der Bowle zum Bier über. Nur der Bürgermeister wollte aufbrechen, aber ein Hohlgläserchen war der Erfolg auf seinen Versuch, sich zu verabschieden.

Der Adjutant nahm ihm am Arm und zog ihn auf seinen Stuhl zurück. „Ich will Ihnen mal was sagen, Herr Bürgermeister,“ meinte er in seiner feuchtschönen Stimmung, „Sie scheinen mir gar nicht zu wissen, wer ich bin? Ich bin der Adjutant des Bataillons, genannt „der falsche Adjutant“, weil ich selbst eigentlich gar nicht Adjutant werden sollte, sondern ein anderer Kamerad, der dann aber plötzlich nach Berlin abkommandirt wurde. Nach der Meinung der Kameraden habe ich als falscher Adjutant so wenig Anrecht auf meinen Bataillonspaul, wie der falsche Kasimir, oder wie der Aerialsonst hieß, auf den Thron von Polen.“

Aber trotz meines Beinamens bin ich doch der wirkliche Adjutant und als solcher kann ich Ihnen nur dringend rathen, sich gut mit mir zu stellen. Da draußen im Gelände ist schon so mancher hohe Borgefekte ganz klein geworden und hat nicht mehr ein noch aus gewußt, und wenn die hohen Herren dann gar nicht mehr weiter können, dann wenden sie sich an ihren Adjutanten, und der muß dann die Karre aus dem Dreck ziehen. Das thut der Adjutant auch sehr gern, wenn er mit seinem Brotherrn zufrieden ist, aber sonst läßt er ihn gappeln. Und darum mein sehr verehrter Herr Bürgermeister, wäre es sehr thöricht und sehr wenig klug von Ihnen, wenn Sie sich jetzt mit mir erzürnen wollten. Und Sie erzürnen mich ernstlich, wenn Sie heute an meinem Geburtstag so früh nach Haus gehen. Sie dürfen überhaupt nicht nach Haus gehen! Sie müssen hier bleiben, wenigstens bis morgen Mittag. Sie können in Ihrem langen Leben noch so entsetzlich viel schlafen, warum wollen Sie das jetzt thun?“

Der Bürgermeister versuchte sich lachend freizumachen. „Ich denke gar nicht daran, mich schlafen zu legen, ich habe noch entsetzlich viel zu arbeiten. Uebermorgen ist Sitzung der Stadtverordneten.“

Der Adjutant winkte ab: „Schon faul, mehr als faul. Nun sagen Sie mir nur mal, was braucht ein so verständiger Mensch, wie Sie es sind, überhaupt noch Stadtverordnete? Können Sie denn solches Lauseneß, wie Ihre hochblöde Stadt es nun doch einmal ist, nicht alleine regieren? Ich sage Ihnen, wenn Sie es erlauben, dann engagieren Sie sich den, ich kann Ihnen den Mann sehr warm empfehlen. Also, was ich sagen wollte, da nehmen Sie sich den Mann mit in Ihr ehrowürdiges Rathhaus, versehen Sie, und regieren Sie dann mit dem zusammen. Das ist erstens viel bequemer, zweitens viel billiger und was die Hauptsache ist, Ihre Stadtverordneten haben ja keine Ahnung, nicht den kleinsten Schimmer von einer Idee. Die Brüder sind ja so geistlos, die rüden ja gar keine Duktanten heraus. Eins will ich Ihnen sagen, Herr Bürgermeister, nächstens werden Ihre hohen Stadtverordneten Augen machen — Augen!“

Der Adjutant hätte den Bürgermeister vorn an den Rockaufschlägen angefaßt und wippte vor Vergnügen behändig auf den Fußspitzen auf und ab.

„Augen sage ich Ihnen — die Augen — ich laß' mich todt.“ Und der Adjutant lachte in seiner übermüthigen Stimmung hellauf, aber der Bürgermeister lachte nicht mit, obgleich er sich über den Adjutanten amüsierte, der sonst ein sehr solider Mensch war, heute aber ein klein wenig über den Dursf getrunken hatte.

Über den Bürgermeister wurde bei den letzten Worten des Adjutanten sehr heftig, natürlich handelte es sich wieder um eine Selbstforderung an die Stadt, und überaus angenehm war ihm das gerade nicht, denn trotz der hohen Steuern und der größten Sparfamkeit war die Stadtkasse doch eigentlich immer leer. So suchte er denn in Erfahrung zu bringen, um was es sich handelte, aber der Adjutant war vorsichtig.

„Nein, Herr Bürgermeister, wir sind schlau, wir sprechen nur, wenn wir gefragt sind, und auch dann verathen wir nichts. Aber eins kann ich Ihnen sagen, ein paar Tausend Mark müssen Sie locker machen, da hilft Ihnen kein Gott und kein Erdbeten. Unter uns gesagt, wir wären Ihnen schon lange mit der Sache gekommen, aber wir wußten ja, daß Sie bald als Bataillonsführer zu uns kämen und deshalb haben wir so lange gewartet. Denn sehen Sie mal, mein sehr verehrter Herr Bürgermeister, wenn Sie als Bataillonsführer und als stellvertretender Garnisonältester ein Gefuch an die Stadt einreichen und dieses warm befürworten, dann können Sie in Ihrer Eigenschaft als Oberhaupt der Stadt das von Ihnen selbst befürwortete Gefuch doch nicht ablehnen? He? Das haben wir mal fein gebedacht, was? Das müssen Sie doch selbst zugeben?“

„Allerdings,“ meinte der halb ärgert, halb belustigt, „ausgebacht haben Sie sich die Sache sehr schön, aber wenn ich nun als stellvertretender Garnisonältester die Sache bei der Stadt doch nicht so warm befürwortete, wie Sie denken?“

Der Adjutant warf sich da in die Brust: „Dafür bin ich da. Ich werde Ihnen schon einen Vortrag über die Angelegenheit halten, und Sie sollten mal hören, wenn ich auf dem Bataillonsbureau einen Vortrag halte. Ich kann Ihnen sagen, das ist ein sehr kluges. Das ist genau so, als

wenn Bülow im Reichstag den ganzen geflügelten Büchmann zitiert. Ich überrede alles, passen Sie mal auf, Herr Bürgermeister, ich kriegen Sie herum. Wollen wir wetten, ne Flasche Sekt? Wir trinken sie jetzt, bezahlen thut sie später derjenige, welcher —“

Aber der Bürgermeister war anderer Ansicht. „Ich denke, wir haben genug getrunken.“

Zum Glück erschien in diesem Augenblick Major Gebhard: „Nun lassen Sie mal den armen Herrn Bürgermeister frei, Böhme, Sie reden ihn sonst ja noch todt.“ Dann wandte er sich an seinen Gast: „Wie ist es, haben Sie Lust, einen Stat mit mir zu spielen?“

Aber er lehnte dankend ab: „So leid es mir ist, es geht wirklich nicht. Ich habe heute noch viel zu arbeiten und selbst auf die Gefahr hin, Herrn Leutnant Böhme zu erzürnen, muß ich mich verabschieden.“

Wenig später war der Bürgermeister gegangen, und der Major nahm sich seinen Adjutanten vor. „Um Gottes Willen, Böhme, ich habe eine wahre Todesangst ausgestanden. Sie haben doch hoffentlich nicht dem Bürgermeister verrathen, daß wir im nächsten Monat ein paar tausend Mark für eiserne Fenstergitter erbitten werden, damit uns die Kerls nicht selbsteigentlich vom Fenster hinausstoßen?“

Der Adjutant mochte ein ganz beliebtes Gesicht: „Kennen der Herr Major mich so wenig? Ich bin verschwunden wie ein Grab, ich habe keinen Ton gesagt, der andere hat keine Ahnung.“

„Gott sei Dank,“ meinte der Major, „denn wenn wir das Geld beantragen, bevor der Bürgermeister eingezogen ist, bekommen wir es sicher nicht. Dann heißt es: „Stellt mehr Posten auf oder schafft Euch die Gitter von Eurem eigenen Gelde an, wir haben nichts. Wir selbst aber haben erst recht nichts. Ich sehe es voraus, es wird ein heißer Kampf werden, der Bürgermeister wird sich mit Händen und Füßen sträuben, aber als Major muß er es ja warm befürworten.“

Der Adjutant nickte zustimmend, so hatte ja auch er dem Herrn Bürgermeister die Sache geschwärmt. Das verrieth er aber natürlich nicht, so sagte er nur: „Wir werden das Geld schon bekommen.“

Unterdessen war der Bürgermeister ins Freie gelangt. Es war ein schöner Sommerabend, und so entschloß er sich denn, einen Umweg durch die große Allee zu machen, er war etwas benommen von dem Lärm im Kasino, von der lauten Musik und dem Tabakqualm, der wie eine dicke Wolk in Speisefaal gelagert hatte. So schritt er denn ziemlich rasch dahin und holte nach kurzer Zeit zwei Soldaten ein, und ohne es zu wollen, belauschte er ihr Gespräch.

„Wie bist Du denn zur Kaserne herausgekommen?“ fragte der eine den anderen.

Der Bürgermeister hatte es beobachtet, daß die beiden Soldaten sich erst von wenigen Sekunden vereinigt hatten, bis dahin war jeder für sich gegangen.

Aber der andere gab keine Antwort.

„Na, man kannst Du es ja sagen,“ fuhr der erste fort, „ich peg nicht, da kannst Du ruhig sein. Ich bin selbst zum Fenster hinausgelaufen.“

Das schien dem andern die Junge zu lösen: „Ich auch.“ Und die beiden Soldaten wollten sich todtlachen.

„Ihr seid ja ganz infame Schlingel,“ mischte sich plötzlich der Bürgermeister in die Unterhaltung.

Die beiden Soldaten blieben stehen und wandten sich: „Ihnen pietet es wohl oben im Gehirn? Was geht denn Sie das an, was wir hier miteinander besprechen? Wer sind Sie überhaupt?“

„Ich bin der Bürgermeister,“ klang es stolz zurück.

„Na, dann sind Sie auch was Rechtes, dann bleiben Sie mir man gewogen und legen Sie sich schlafen.“

Das freche Wesen des Soldaten brachte das Blut des Bürgermeisters in Wallung: „Ich werde Ihnen mal was sagen. Ich werde demnächst zur Uebung eingezogen und führe dann als stellvertretender Major das Bataillon.“

Die Soldaten lachten höhnisch auf: „Das wird in schöner Blödsinn werden, na, Anni!“

„Ich will Euch schon zur Vernunft bringen,“ brüllte der Bürgermeister auf, „und das sage ich Euch, wenn Ihr jetzt nicht sofort zur Kaserne zurückkehrt, dann werde ich Euch später schon herauszufinden wissen und dann fliegt Ihr mir beide in den Kasten, verstanden?“

Die energische Sprache schien auf die Soldaten doch einigen Eindruck zu machen, sie wußten nicht recht, was sie von den Worten halten sollten, und unschlüssig saßen sie sich einen Augenblick an. Da erfaschte der eine den andern am Rockärmel: „Komm —“

„Es freut mich, daß Ihr verständig seid,“ wollte der Bürgermeister sagen, aber er kam nicht dazu, diese schöne Rede zu halten, denn mit einem Male gaben die beiden Hergengel und liefen, so schnell sie konnten, davon, aber nicht zur Kaserne zurück, sondern nach der Stadt.

Trohend erhob der Bürgermeister

die Faust. „Wollt Ihr wohl stehen bleiben, Ihr Himmelhunde!“ rief er ihnen mit donnernder Stimme nach.

Aber die beiden hörten nicht, die tiefen immer weiter und waren bald verschwunden.

„Das scheint mir ja eine nette Fucht bei dem Bataillon zu sein.“ Ichalt der Bürgermeister ingrimmig vor sich hin, „na, Gnade Gott den beiden, wenn ich sie erwische. Auf alle Fälle will ich gleich dem Major heute Abend noch schriftlich mittheilen, was ich erlebt. Ich begreife überhaupt nicht, wie eine derartige Unmoral möglich ist. Der Major braucht doch nur vor den Fenstern eiserne Gitter onbringen zu lassen, dann ist in Zukunft so etwas doch ganz unmöglich. Ich begreife gar nicht, daß er noch nicht darauf gekommen ist. Ich will es ihm gleich vorklagen, er wird mir sicher sehr dankbar sein, daß ich ihn auf diesen Gedanken bringe.“ Und er beistete seine Schritte, um auch dieses Schreiben noch heute fertig zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Meeresschaum.

Dieses aus Kiesel und Magnesia bestehende Mineral, wurde früher noch zu vielen anderen Dingen als zur Herstellung von Pfeifenköpfen oder Zigarettenspitzen benutzt. Infolge dessen wurde der Abbau seiner Fundstätten, deren es hauptsächlich in dem mineralreichen türkischen Wilajet Bursa gibt, massenhaft betrieben. Auch heute noch kann sich dort jeder, der will, gegen eine ganz geringe Abgabe ein kleines Meeresschaumergewert anlegen. Diese eigenartigen Bergwerke beschäftigen etwa 4000 Arbeiter. Jeden Freitag ist in dem Orte Sarifon großer Meeresschaummarkt, indem dann die Bergwerkbefitzer die in der letzten Woche gewonnenen Meeresschaumklümpel zum Verkauf bringen. Zur Unterbringung der Arbeiter, die meist aus Persien und Arabien bestehen, dienen einige tausend Hütten. Die Gewinnung des Meeresschaumes geschieht auf sehr primitive Art. Eine Gruppe von drei Leuten hakt zunächst ein Loch von etwa drei Fuß im Durchmesser in den Boden und grabt dann weiter einen Schacht, bis eine rote, tonige Schicht erreicht wird, unter und in der gewöhnlich der Meeresschaum zu finden ist. Das ist in einer Tiefe von 150 bis 200 Fuß. Die rote Erde enthält Meeresschaum in nierenförmigen oder unregelmäßig gehaltenen Knollen von der Größe einer Walnuß oder eines Apfels. Die eigentlichen Meeresschaumklümpel werden erst aus besonderen Gängen herausgeholt, indem oft unter großen Schwierigkeiten lange Stollen in den rothen Thon getrieben werden. Die Klümpel werden von den „Lulischants“ gelaufen, von den Pfeifenfabrikanten in Gießlöcher, von denen immer etwa 150 auf dem Markte zu erdienen pflegen. Vor der Bearbeitung muß der rothe Blod gereinigt werden, was einfach durch Abtragen der äußersten Schicht mit dem Messer geschieht. Nach der Reinigung werden die Klümpel nach ihrer Größe und Güte in vier Klassen geteilt. Dann werden sie an die Händler mit größter Vorsicht und Sorakalt in Baumwolle, so daß sich die Klümpel ja nicht gegenseitig stoßen oder reiben können. Der Meeresschaum von Gestein steht hoch im Preis, so daß die in der Nähe dieses Ortes liegenden Bergwerke bei rationeller Ausnutzung dem türkischen Staate viel Geld einbringen könnten, zumal sie auch heute noch als unerschöpflich gelten.

Englands Kronjuwelen.

Die englischen Kronjuwelen sind wieder im Tower von London ausgestellt worden, nachdem sie mehrere Monate lang den Blicken des Publikums unzugänglich gewesen waren. Während dieser Zeit sind eine Reihe von Arbeiten ausgeführt worden, die den Schatz mit noch größerer Sorgfalt als bisher beschützen sollen. Boden, Decke und Wände des sogenannten Juwelenhauses, eines Raumes im Wofeldenturm, sind derart verpakt worden, daß das ganze Zimmer zu einem Kieselgefäß geworden ist, den selbst der geschickteste Einbrecher nicht zu ertreten vermag. Sollte irgend wer dennoch versuchen, die berühmte Hel-denthat des Colonel Blood noch einmal zu versuchen, so wird ihm manche Ueberraschung zuteil werden. Um den Glaskasten, der die Juwelen enthält, ist ein handgearbeitetes Stahlgitter gesponnen worden und sowie dies berührt wird, läuten Klingeln an verschiedenen Theilen des Towers und durch Druck auf einen Knopf kann der Wächter sofort die großen eisernen Thüren des Zimmers hermetisch verschließen. Ein Druck auf einen zweiten Knopf läßt große Stahlplatten emporsteigen, die den Glaskasten vollständig schließen. Mit Rücksicht auf die baldige Krönung des englischen Königs werden die Regalia gerade jetzt täglich von vielen Tausenden von Personen besichtigt.

Der feine Angelschnur nur in der Luftbaumeln läßt, nicht ins Wasser versenkt, wird niemals Fische fangen.

Erst wenn er nicht einmal Feinde hat, kann sich der Mensch als wahrhaft verlassen betrachten.